



Der Mantel der Geschichte: Als Gabriel de Saint-Aubin 1765 den dritten Triumph des Pompeius zeichnete, vollzog er eine Wendung zur antiquarischen Totalhistorie.

Foto The Metropolitan Museum of Art

Geisteswissenschaftler sind wendig, müssen es sein. Sie vertreten Fächer, in denen die Substanz des Wissens, anders als in den Naturwissenschaften, nicht exponentiell zunimmt. Speziell die historischen Wissenschaften müssen sich mit einem Quellenbestand bescheiden, der nur begrenzt vermehrbar ist. Ganz besonders gilt das für die Altertumswissenschaften. Mag die Feldforschung auch Jahr für Jahr mit teils sensationellen Funden aufwarten, im Kern arbeiten die klassischen Archäologen, Althistoriker und besonders Altphilologen, die sich unlängst an der Freien Universität Berlin zur 35. Großen Mommsen-Tagung versammelten, mit dem gleichen Inventar an Zeugnissen wie der Namensgeber ihrer Fachgesellschaft vor mehr als hundert Jahren.

Zum Glück gibt es immer wieder neue Fragen, die Bekanntes aus neuer Perspektive sehen lehren. Angefangen mit der „sprachwissenschaftlichen Wende“ der achtziger Jahre des zwanzigsten Jahrhunderts, schlugen den Innovationsanstrengungen die sogenannten „Turns“ den Takt. In immer rascherer Folge werden neue Wendungen ausgerufen: von materiellen über den räumlichen bis zum ökologischen Turn. Auf der Mommsen-Tagung hat der einschlägig versierte Althistoriker Egon Flaig nur drei der unzähligen Turns epistemologische Relevanz zuerkannt: erstens dem „Ur-Turn“ der linguistischen Wende, zweitens dem mit dem Namen Pierre Bourdieu verknüpften praxeologischen Turn, der die Fixierung der Sozialwissenschaften auf Interessen aufgebrochen und auf die Bedeutung „nicht-utilitaristischer Motivation“ hingewiesen habe, und drittens dem memorialtheoretischen Turn, der sich auf Maurice Halbwachs beruft und dem in den neunziger Jahren Jan Assmann zum Durchbruch verhalf.

In zwei Punkten unterscheiden sich die Turns von älteren Paradigmenwechseln. Zum einen haben sie alle eine gemeinsame Stoßrichtung: Die Verfechter der Turns sind angetreten, die zuvor vor allem an sozial- und noch davor an politikwissenschaftlichen Fragestellungen interessierten historischen Wissenschaften auf einen konsequent kulturwissenschaftlichen Kurs und damit zur Interdisziplinarität zu verpflichten. Sie waren darin ausgesprochen erfolgreich. Zum Zweiten erfolgt der Anstoß zu den Turns nicht mehr

wesentlich durch Themen, die von außen an die Wissenschaft herangetragen werden. Die Konjunktur der Turns hat sich von den Zeitläuften weitgehend entkoppelt und Eigendynamik entwickelt.

Das liegt an den wissenschaftsimmantesten Anreizsystemen, die jene belohnen, die als Erste auf den anfahren den Zug eines neuen Turns aufspringen. Ihnen winken Fördergelder für interdisziplinär angelegte Projekte der „Verbundforschung“, die sich in den Geistes- und Sozialwissenschaften meist um die jeweils aktuellsten Turns gruppieren. Drittmittelköniginnen sind im heutigen Wissenschaftsbetrieb die Anerkennung der Hochschulleitungen und der nicht minder schmeichelhafte Neid der Kollegen sicher.

Dem Unbehagen an den Turns als wissenschaftlichen „Kapitalgeneratoren“ hat vor zwei Jahren der Mediävist Jan Keupp in einem Blogbeitrag Ausdruck gegeben. Anstatt Komplexität zu reduzieren und so der Erkenntnis zu dienen, sei vielfach der „Schleier um die Dinge“ noch undurchdringlicher gemacht worden, monierte Keupp mit Blick auf den „material turn“.

Der Preis, den die Geisteswissenschaft insgesamt für solche Glasperlenspiele zahlt, ist womöglich inakzeptabel: Die kulturwissenschaftlich gewendeten Disziplinen haben sich, was früher exklusiv

vorrecht der Soziologie und teilweise der Philosophie war, zum Teil einen hermetischen Jargon zugelegt, der für die Kommunikation nach außen ungeeignet ist. Lassen sich die Erträge der Verbundforschung einem Publikum jenseits der Universität noch vermitteln? Dass es möglich ist, beweist die auf der Tagung mehrfach zitierte Frühneuzeithistorikerin Barbara Stollberg-Rilinger, eine Virtuosin der Verbundforschung, die in ihrer Maria-Theresia-Biographie aber den Käfig der Fachsprachen verlassen hat. Oft geschieht leider das Gegenteil: Alte Hüte werden mit dem Putz überkomplexer Sprache befrachtet und als letzter Schrei der Forschung feilgeboten.

Zu besichtigen war das auf der Mommsen-Tagung gleich im Eröffnungsreferat des Kölner Althistorikers Karl-Joachim Hölkeskamp zur „Karriere“ der politischen Kultur als Konzept. Über die „Legitimierungen“ politischer Ordnungen und das „Aushandeln von Agenden“ reden wir jetzt schon eine ganze Weile. Seinem Prisma der politischen Kultur hätte Hölkeskamp weit mehr Erklärungskraft verleihen können, hätte er auf Begriffsumgüsse à la „Ensemble nomologischer Wissens“ verzichtet.

Den Eindruck, dass biedere Forschung mit einem nur lose auf den Gegenstand bezogenen Großaufgebot an Theorie gar-

niert wurde, hatte man bei manchen Vorträgen. Zuweilen fehlte es an Gespür dafür, dass die Gewinnung von Idealtypen Mittel der Erkenntnis ist – und nicht ihr Ziel. Hier und da zeigte sich die Fadenlosigkeit der herangezogenen Denkfikturen: Bruno Latours „Agency“ der Dinge und seine „Akteur-Netzwerk-Theorie“ (ANT) konnte die Münchner Althistorikerin Babett Edelmann-Singer nicht zum Klingen bringen, obwohl ihr Beispiel von Alexanders Mantel, der durch seine schiefe Präsenz im dritten Triumph des großen Pompeius im Jahr 61 vor Christus dem römischen Ritual einen neuen Sinn zuordnete, gut gewählt war. Doch der Versuch, kraft „material turn“ den Dingen eine Stimme zu geben, muss misslingen, weil die ANT letztlich ein Taschenspielertrick ist, der die Wirkungsmacht an die handelnden Personen zurückdelegiert.

Allerdings wurde auch deutlich, dass die klassischen Altertumswissenschaften dem von Keupp beklagten Prinzip der Kapitalgenerierung durch Verunklerung mit ihrer gewachsenen Fachkultur einiges entgegenzusetzen haben. Sie schlagen sich tagtäglich in höchstem Maße sperrigen, widerständigen und gewiss nicht aus sich selbst heraus zu erklärenden Texten wie Artefakten herum und haben Hermeneutiken entwickelt, deren Tradition weit zurückreicht, deren

Dynamik aber ungebrochen ist. Die „Konzentration auf das Kerngeschäft“ hat deshalb der Heidelberger Latinist Jürgen Paul Schwindt angemahnt (vergleiche auch F.A.Z. vom 30. Mai 2018). In subversiver Brechung des Konzepts hat Schwindt den „philological turn“ proklamiert und ein „philologisches Lesen“ gefordert, „ganz dicht an der Grasnarbe“.

Anders als die anderen Wenden will Schwindts Turn gerade nicht andere Wissenschaftszweige beglücken, sondern ist ein Appell zur Disziplinarität, zum Stöbern nach Verborgenen in den Repositorien fachlichen Wissens. Das philologische Lesen ist selbstverständlich offen für neues Erkenntnisinteresse und neue Fragen, aber es setzt Fertigkeiten doch zwingend voraus, die in der Begeisterung der Institutionen für Inter- und Transdisziplinarität verlorenzugehen drohen. Die nur vermeintlich banalste: Wer mit Lust Vitruv oder Sueton lesen will, muss Latein können, und das recht gut.

Schließlich dürfte sich der von den Turns entfachte frische Wind wie ein laues Lüftchen ausnehmen gegen den Orkan des Digitalen, der gegenwärtig über die Geistes- und damit auch Altertumswissenschaften hereinbricht. Zur Frage, wie man Analoges künftig in Digitales wird übersetzen können, forscht schon seit geraumer Zeit Charlotte Schubert an der Universität Leipzig. Gemeinsam mit ihrem Projektmitarbeiter Hannes Karl zeigte sie, dass die Erstellung eines digitalen Index nur scheinbar trivial ist und tatsächlich einen grundlegenden Wechsel des hermeneutischen Modells markiert. Epistemologisch ist die digitale Wende auf einer ganz anderen Ebene angesiedelt als die Turns, die sich die Wissenschaft selbst verordnet hat.

Die Mommsen-Gesellschaft und ihre Vorsitzende, die Berliner Archäologin Johanna Fabricius, haben mit der diesjährigen Mommsen-Tagung Bilanz gezogen nach reichlich dreißig Jahren, in denen diverse Turns die geisteswissenschaftliche Landschaft maßgeblich geprägt haben. Die Leistungsschau der deutschsprachigen Altertumswissenschaften hat gezeigt, dass Archäologie, Philologie und Alte Geschichte dort am stärksten sind, wo sie ihre hermeneutische Kernkompetenz fest im Blick haben. Exemplarisch steht dafür der Kieler Gräzist Claas Lattmann, dessen Habilitationsschrift „Mathematische Modellierung bei Platon zwischen Thales und Euklid“ die Mommsen-Gesellschaft mit dem Bruno-Snell-Preis 2019 ausgezeichnet hat. MICHAEL SOMMER

Wer kann zum Beispiel für die Presseleute garantieren?

Schranken der Hoffnung auf einen Neuanfang: Briefe des Völkerrechtlers Walther Schücking von den Friedensverhandlungen in Versailles

Conrad Roediger war in Versailles dabei. In der „Legal Archaeology“ ist der 1887 geborene Jurist bislang nur für eine Fußnote gut: als der einzige von der rechtskonservativen Deutschen Partei nominierte Richter des Bundesverfassungsgerichts. Der ehemalige Berufsdiplomat, ein Experte für Völkerrecht und Recht des Commonwealth, gehörte von 1951 bis 1956 dem Zweiten Senat an. Der Legationsrat hatte an den Friedensberatungen in Versailles als Privatsekretär von Außenminister Ulrich Graf Brockdorff-Rantzau teilgenommen.

Die Wirkungsgeschichte von Versailles in der Bundesrepublik ist ein Desiderat. Ein ganz im Kaiserreich sozialisiertes Mitglied der deutschen Friedensdelegation von 1919 als Bundesverfassungsrichter ist nicht der einzige Fund, der in der kurzweiligen Edition der Briefe des pazifistischen Marburger Völkerrechtlers Walther Schücking an seine Familie gemacht werden kann (Ulf Morgenstern, „Ach das ist schön hier!“ Privatbriefe Walther Schü-

ckings aus der Versailler Friedensdelegation 1919, in: Jahrbuch zur Liberalismusforschung, 30. Jg., 2018 / Nomos). Schücking, der Roediger zu seinen Marburger Hörern zählte, war „der vielleicht eigentümlichste Delegierte“ in Versailles. Schückings Familie, über die der Herausgeber der Briefe 2012 eine Monographie mit dem Titel „Bürgergeist und Familientradition“ publiziert hat, war immer wieder mit den konservativen Eliten des Kaiserreichs in Konflikte geraten. Der explizit linksliberale Jurist, der als Mitglied der Fortschrittlichen Volkspartei erfolglos für das Preußische Abgeordnetenhaus kandidiert hatte, steht in seiner Person wie kein zweiter für die kurzzeitige Hoffnung auf einen echten Neubeginn nach dem verlorenen Ersten Weltkrieg.

Die Hoffnung wird auch in den sehr privaten Briefen deutlich. Zunächst ist Schücking fast euphorisch, zumal die Zugehörigkeit zur deutschen Delegation auch finanziell lukrativ ist. Bei der langen Zugfahrt nach Frankreich führt er erstmals

mit Sozialdemokraten längere Gespräche: „Der Minister Landsberg verriet eine ganz erstaunliche historische und literarische Bildung.“ Im Laufe der Verhandlungen wuchs aber der Unmut über die Unprofessionalität der Berliner Revolutionsregierung, wobei auch kommunikative Probleme bestanden. Schücking trauerte der Monarchie nicht nach und sah den deutschen Militarismus kritisch; seine kritischen Töne in der Vertraulichkeit der familiären Korrespondenz haben also besonderes Gewicht.

Ausgesprochen negativ äußerte sich der Altkatholik Schücking, für die DDP, die Nachfolgepartei der Fortschrittlichen Volkspartei, in die Nationalversammlung gewählt, über Matthias Erzberger, den er als intrigant beschreibt; der damalige Staatssekretär trete „in privaten Unterredungen“ gegen die Linie der Delegation und der Reichsregierung „für das Unterschreiben auch der schlechtesten Bedingungen“ ein, „weil wir zu keinem Widerstand mehr fähig seien“. Womöglich hat-

te der 1921 von Rechtsradikalen ermordete Zentrumsolitiker, der fließend Französisch sprach, die Situation am schnellsten erfasst; Schücking eingeschlossen gingen die deutschen Delegierten von einer viel zu starken Verhandlungsposition aus („Die Franzosen haben eine Heidenangst, dass wir nicht unterschreiben“).

Auf dem diplomatischen Parkett erwiesen sie sich als nicht allzu trittsicher: Brockdorff-Rantzau replizierte am 7. Mai 1919 auf die Rede des „Tigers“ Clemenceau zur Übergabe der Vertragsbedingungen („Die Stunde der Abrechnung ist da“) im Sitzen, was einen verheerenden Eindruck machte, aber auch Schücking richtig fand, da „man im Sitzen eher ein Gefühl ruhiger Sicherheit hat“. Die deutsche Delegation war vom aufwändigen französischen Protokoll beeindruckt (wie auch der viele Adjektive gebrauchende Herausgeber) und absolvierte unter militärischer Bewachung touristische Ausflüge. Nicht nur für Schücking war das alles neu („Die Landschaft hier um Paris ist

von seltener Anmut und Freundlichkeit“); Frankreich war den meisten Deutschen jenseits von Paris und Riviera unbekannt und im Bildungskanon längst nicht so verankert wie etwa Italien. Nachhaltigen Eindruck machten auf Schücking die Lebensmittelpreise („längst nicht so teuer wie bei uns“). Zu Hause war die Versorgung schlecht, seiner Ehefrau schreibt er pragmatisch: „Kaufe ja möglichst viele Eier für die Kinder, ohne Rücksicht auf die Kosten.“

Keineswegs liberal war Schückings Misstrauen gegenüber den in Versailles allgegenwärtigen Journalisten, da bei den vielen Teilnehmern „auch manche unerfreuliche Geschichten“ passieren könnten. „Wer kann z. B. für die Presse-Leute garantieren? Es sind prächtige Menschen darunter, aber auch andere, denen man vielleicht nicht ganz trauen kann.“ Auch in der Rhetorik eines linksliberalen Juristen lag die Grundrechtsjudikatur des Bundesverfassungsgerichts in Versailles noch in ferner Zukunft. MARTIN OTTO

Princeton ehrt N. Z. Davis

Das ist so interessant!

2003 führte die Historikerin Natalie Zemon Davis ein langes Gespräch mit ihrem französischen Kollegen Denis Crouzet, das ein Jahr darauf unter dem Titel „L'Histoire tout feu tout flamme“ in Buchform erschien. Diese Unterhaltung nutzte Davis, wie Joan Scott jetzt aus gegebenem Anlass hervorhob, durchaus auch für ein wenig Selbstinszenierung. Wiederholt beschwor sie ihren „Durst auf Geschichte“, ihre „Liebesaffäre mit dem Archiv“ und ihre „Leidenschaft“ für die historische Forschung. Diese Leidenschaft, das schiele Vergnügen, das aus dem Sammeln, Interpretieren und Weitergeben von Geschichten entstehe, ist laut Scott allerdings zweifelslos ein unverwechselbares Kennzeichen von Natalie Davis. Ihr Werk zu lesen und darüber zu reflektieren bedeute, auf grundsätzlicher Ebene das Geschichtenerzählen als historische Praxis zu theoretisieren. Dieses Werk respektiere die Integrität von Geschichten aus der Vergangenheit und mache sie zugleich für unser Nachdenken über die Gegenwart relevant.

Auf einer Tagung in Princeton wurde mit ein wenig Verspätung der neuzigste Geburtstag von Natalie Zemon Davis (F.A.Z. vom 8. November 2018) gefeiert. Die Konferenz war im Übrigen, wie die Ko-Organisatorin Francesca Trivellato verriet, die erste gemeinsame Veranstaltung der Geschichtsinstitute der dortigen Universität und des Institute for Advanced Study. Die Distanzen im kleinen Princeton können manchmal sehr groß sein! Dass sie nun zu Ehren von Davis, die viele Jahre an der Universität Princeton lehrte, endlich einmal überwunden wurden, schien nur angemessen: Alle Vortragenden – Schüler, Freunde und Weggefährten – lobten unisono die Integrations- und Begeisterungsfähigkeit der Jubilarin sowie ihre Offenheit gerade gegenüber jüngeren Kollegen und vor allem – daran erinnerte Lorraine Daston (Berlin) – Kolleginnen in einer von Männern dominierten Welt. Anthony Grafton (Princeton) erzählte, wie er als Doktorand auf einer Tagung in Chicago erstmals den ermutigenden „Schlachtruf“ von Davis vernahm: „Das ist so interessant!“ Sie habe ihm die „Lebenslektion“ erteilt, dass eine „Geschichte der Hoffnung“ etwas anderes sei als eine „optimistische Geschichte“. Und nur die erste Perspektive habe etwas für sich.

Angesichts des enormen Renommées von Davis gerät zuweilen in Vergessenheit, wie lange sie ein Geheimtipp war. Peter Brown (Princeton) berichtete, dass zwar um 1970 „im seinerzeit verschlafenen provinziellen Oxford“ einige Aufsätze von ihr unter jüngeren Historikern kursierten, ihnen neue Wege der Interdisziplinarität wiesen und das Potential bisher kaum beachteter Quellen nahebrachten, die damaligen Granden des Faches jedoch völlig unbeeindruckt blieben. Erst im Alter von 47 Jahren publizierte Davis ihre erste Monographie über Geschichte und Kultur im frühneuzeitlichen Frankreich. Und 1983 lieferte sie dann schließlich mit „The Return of Martin Guerre“ ihr Meisterstück ab, das sie in der Zufut und weit darüber hinaus bekannt machte, auch aufgrund der Verfilmung des Buches mit Gérard Depardieu. Die Begründung der Juroren des Holberg-Preises, den sie 2010 erhielt, würden wohl die meisten Fachgenossen unterschreiben: Davis sei eine der weltweit kreativsten Historikerinnen, die wie kaum eine Zweite jüngere Generationen inspiriert und muntergültig vorgeführt habe, wie einzelne Ereignisse so erzählt und analysiert werden können, dass sie verborgene historische Strukturen sowie diesen zugrundeliegende Handlungs- und Aktionsmuster offenlegen.

Ihre Schaffenskraft ist bis heute ungebrochen. In ihrem kleinen Dankesvortrag, betitelt „Die Freude, im Alter von neunzig Geschichtswissenschaft zu betreiben“, berichtete Davis voller Verve von ihrer Tätigkeit als historische Beraterin für Wajdi Mouawads preisgekröntes Theaterstück „Tous des Oiseaux“, das vor zwei Jahren in Paris Premiere feierte. Dieses Drama ist im heutigen New York und Jerusalem angesiedelt und dreht sich um eine deutsch-israelische Familie, in der ein heftiger Konflikt ausbricht, als der Sohn, ein Genetiker, eine arabisch-amerikanische Frau heiraten will, die an ihrer Doktorarbeit zu Leo Africanus arbeitet – jenem muslimischen Diplomaten und Geographen des sechzehnten Jahrhunderts, über den Natalie Davis ein vielbeachtetes Buch geschrieben hat. Gegenwärtig bereitet sie eine Studie zur niederländischen Kolonie und Plantageninsel Surinam im achtzehnten Jahrhundert vor, in der sie vor allem die Kommunikation und Verbindungen zwischen Sklaven- und freien Familien untersucht.

Zum ersten Buch von Davis hat ihr Mann Chandler Davis, Mathematiker und Science-Fiction-Autor, der in den Vereinigten Staaten der McCarthy-Ära quasi Berufsverbot erhielt, sogar für kurze Zeit ins Gefängnis musste und dann in Toronto seine Karriere fortsetzte, ein Geleitwort in Gedichtform beigeuert. Peter Brown zitierte die ersten Verse, die den Durst der großen Historikerin auf Geschichte im Geist geselliger Solidarität verewigen: „Born abroad, she longs for you, compagnons / She longs to shake your hand, to share your wine / She longs for home, four hundred years away / Through the pane she hears you but is not heard.“ ANDREAS ECKERT